



JOLIEN JANZING

*Die geheime
Liebe der*
Charlotte Bronte



Weltbild

Charlotte sehnt sich nach Abenteuern und leidenschaftlicher Liebe. Weil es beides in Yorkshire nicht gibt, geht sie mit ihrer Schwester Emily nach Brüssel, um endlich mehr von Europa zu sehen. Dort erleben sie eine Achterbahn der Gefühle und tauchen ein in eine neue Welt: Die Stadt bietet französisches Flair, monumentale Bauten und zahlreiche neue Eindrücke. Im »Pensionnat Heger« verbessern die beiden Schwestern ihre Französischkenntnisse, doch Charlottes Aufmerksamkeit gilt vor allem dem charismatischen Monsieur Heger, in den sie sich hoffnungslos verliebt. Zeitgleich umwirbt sie auch der gut aussehende flämische Arbeiter Emile. Plötzlich hat sie die Wahl: eine Affäre mit einem verheirateten Mann oder eine ehrenhafte Ehe?

Am Ende ist ihr Herz gebrochen und sie verarbeitet ihren Schmerz in einem Roman, den sie Jane Eyre nennt und der noch 200 Jahre später auf der ganzen Welt gelesen und geliebt wird.

Jolien Janzing

Die geheime Liebe der Charlotte Brontë

Roman

Weltbild

Die Autorin

Jolien Janzing, Jahrgang 1964, ist Journalistin und Autorin. An "Die geheime Liebe der Charlotte Brontë" arbeitete sie drei Jahre, in denen sie unermüdlich recherchierte und die damalige Zeit in Brüssel wieder zum Leben erweckte. Die Brontë Society hat sie als Ehrengast zum jährlichen Literatur-Lunch eingeladen. Mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern lebt die Autorin in Leuven, Belgien.

Die niederländische Originalausgabe von Die geheime Liebe der Charlotte Brontë erschien 2013 unter dem Titel de Meester bei de Arbeiderspers.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2013 by Jolien Janzing
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Langen Müller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH,
München

Übersetzung: Wibke Kuhn
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: istockphoto.de
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-95973-432-5

Für Paul
Für Serge und Alessandra

Erfahrung ist der Name,
den die Menschen ihren Irrtümern geben.
Oscar Wilde

PERSONEN

CHARLOTTE BRONTË: Tochter eines englischen Predigers, Schülerin, Gouvernante und begabte angehende Schriftstellerin

EMILY BRONTË: Charlottes Schwester, Schülerin, Genie, Dichterin und angehende Schriftstellerin

Haworth, England

PATRICK BRONTË: anglikanischer Prediger, Witwer von Maria Branwell und Vater von Charlotte, Branwell, Emily und Anne

BRANWELL BRONTË: Charlottes Bruder, Sorgenkind und einziger Sohn Patrick Brontës

ANNE BRONTË: Charlottes Schwester und jüngste Tochter von Patrick Brontë

TANTE ELIZABETH: Schwester der verstorbenen Maria Branwell, Schwägerin von Patrick Brontë

TABBY: das betagte Dienstmädchen des Pfarrhauses

MARTHA: das junge Dienstmädchen

Brüssel, Belgien

MONSIEUR CONSTANTIN HEGER: Lehrer für französische Literatur am Athénée Royal und dem Pensionnat Heger

MADAME CLAIRE HEGER: Direktorin des Pensionnats Heger und Ehefrau Constantin Hegers

MARIE, LOUISE, CLAIRE, PROSPÈRE UND JULIE MARIE HEGER: ihre Kinder

LOUISE DE BASSOMPIERRE: Schülerin, eng befreundet mit Emily Brontë

ARCADIE CLARET: äußerst attraktive Tochter des Majors Charles Claret

CHARLES CLARET: Major der Belgischen Armee und Schatzmeister des Kriegsministeriums von der Witwen- und Waisen-Kasse der Belgischen Armee

HENRIETTE CLARET: Mutter von Arcadie, Ehefrau von Major Charles Claret

Jos: Kutscher der Familie Claret

Schloss Koekelberg

MARY TAYLOR: englische Schülerin und teure Freundin von Charlotte Brontë

MARTHA TAYLOR: Marys jüngere Schwester

Vieux Marché

EMILE: Arbeiter, der den Französischunterricht bei Constantin Heger besucht

Königspalast

LEOPOLD I.: ab 1831 erster König Belgiens, Witwer der Prinzessin Charlotta Augusta von Wales und Ehemann von Louise-Marie von Belgien

LOUISE-MARIE: Tochter des französischen Königs Louis Philippe und der Königin Marie Amélie von Bourbon und Neapel-Sizilien, erste Königin Belgiens und Ehefrau Leopolds I.

JULES VAN PRAET: persönlicher Sekretär Leopolds I., des ersten Königs der Belgier

I

Die Glocken von St. Michael und St. Gudula schlagen zwölf Uhr, man schreibt das zweiundvierzigste Jahr des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Zeit, in der die Tafröcke der Damen rauschen, wenn sie die Treppe im Theater hinunterschreiten, in der die Straßen mit Gaslaternen beleuchtet werden, der Samen verheirateter Männer nicht auf den Boden fallen darf und arme Mädchen ihre langen Zöpfe verkaufen. Sie werden Zeuge einer Liebesgeschichte werden, einer verbotenen Romanze. Zu Bündeln geschnürte Briefe mit vergilbten Schleifen zeugen von dieser geheimen Liebe, dieser Leidenschaft, die nicht sein durfte, aber nicht einfach auszulöschen war. Die Geschichte spielt sich in einem derart kleinen und absurden Königreich ab, dass man es für ein reines Produkt der Fantasie halten könnte: Belgien. Der Name scheint wie aus einem Märchen entnommen, aber schon Caesar sprach über die »Belgae« und schrieb, dass sie die tapfersten aller Gallier seien. Dieses kleine Land, eine Laus im Pelz Europas, ist jedoch besonders fruchtbar, mit fetten Weiden und fetten Kühen und Gänsen so dick und wohlgenährt, dass man sie kaum heben kann. Während die meisten Bauern und Arbeiter kaum genug zu essen haben, um wirklich Fleisch auf ihre Knochen zu bringen, sind die Herren dick und stramm, und die Damen haben üppige Hüften und Brüste und rosige, runde Gesichter. Diese guten Menschen von Belgien verstehen sich untereinander nicht unbedingt, denn der König spricht gerne mal Deutsch, die Aristokratie und das Bürgertum sprechen Französisch, das Volk im Süden des Landes plappert ein Patois des Französischen, und im Norden spricht man Flämisch – was wiederum eine schnurrige Variante des Niederländischen ist. So viel babylonisches Geschnatter bringt freilich Verwirrung und Uneinigkeit mit sich. Wenn Sie ein Exemplar der unterdrückten Klasse der flämischen Arbeiter treffen, achten Sie auf die starken, aber trotzig hochgezogenen Schultern. Der Kopf ist leicht nach vorne gereckt, in einer Haltung beständig argwöhnischen Lauschens, die Augenbrauen zu einem Blick voll stillen Aufruhrs gerunzelt. Belgien, das Land, in dem die Zwietracht regiert. Und obwohl es ein lächerlich kleines Land ist, hat es eine Hauptstadt, die schrecklich schnell wächst: Brüssel! Eine Stadt mit einem Herz aus weiten Plätzen und breiten Straßen, die sich lotrecht schneiden, von Palästen und vornehmen Häusern und einem herrlichen Park mit schattigen Alleen – ein würdiger Wohnort für die Reichen und das Bürgertum. Von den Rändern dieses Herzens schlängeln sich die Straßen des gemeinen Volkes nach außen, und hie und da stößt man auf die immer zahlreicher werdenden feuchten Arbeiterunterkünfte der Plebs, wie Druckstellen an einer überreifen Frucht. Und durch die Grachten der Stadt, zwischen den Häusern sowohl der Adligen als auch der Armen, fließt ein schmales Flüsschen, das modrig grün ist und abscheulich stinkt.

Aber bevor Sie mit der Heldin dieser Geschichte ins wuchernde Brüssel reisen – mit dem Dampfschiff über die Nordsee und mit der Postkutsche durchs flache Flandern –, gestatte ich Ihnen einen Blick auf ihre Zukunft in der belgischen Hauptstadt.

Schauen Sie, wie die junge Lehrerin rekelos durch die Straßen von Brüssel streift. Der Tag war anstrengend heiß, und die Dunkelheit lässt noch auf sich warten. Sie will noch nicht ins Pensionat zurückgehen. Dröhnendes Glockengeläut reißt sie aus ihren Gedanken. Es ist die hypnotische Stimme der Kirche St. Michael und St. Gudula, die die Gläubigen zur Vesper ruft. Sie weiß nicht, was sie überkommt, aber sie läuft rasch durch die Rue de la Chancellerie und die lange Kalksteintreppe der Kirche hinauf. Neben dem Portal streckt ein Bettler die Hand aus, und sie gibt ihm eine Münze, nicht für sein Seelenheil, sondern für ihres.

Wie kühl es in der Kirche ist! Frauen mit Rosenkränzen zwischen den Fingerspitzen sitzen vereinzelt auf den Bänken. Sie würde sich am liebsten auf die Fliesen legen, aber sie setzt sich ans äußerste Ende einer Bank und wartet, bis das Abendgebet zu Ende ist. In einer verlassenen Ecke der Kirche wird die Beichte abgenommen. Die Beichte! Sie ist eine Sünderin und muss ihre Geschichte erzählen. Jemand muss sie anhören. Eine einfache Frau aus dem Volk nähert sich dem Beichtstuhl, sie ordnet sich das fettige Haar, indem sie es sich glatt an den Schädel streicht, und zupft ihre Schürze zurecht. Kann der Priester sie denn sehen? Ist die Beichte nicht anonym?

Sie kann es sich noch überlegen: Sie kann wieder auf die Straßen zurückgehen, auf denen sie niemand kennt. Doch sie bleibt lieber sitzen und wartet. Die Frau kommt mit der Andeutung eines Lächelns auf den Lippen wieder aus dem Beichtstuhl.

Sie steht auf, weiß kaum, was sie da tut. Diese Tradition ist ihr fremd – wie muss sie den Priester überhaupt ansprechen? Sie schlüpft in den Beichtstuhl, lässt den rotsamtenen Vorhang hinter sich herabfallen und wird beinahe überwältigt vom Geruch nach Weihrauch, Pfeifentabak und altem Schweiß. Es dringt gerade genug Licht ins Innere des Beichtstuhls, um vage das Gesicht hinter dem geflochtenen Gitter wahrnehmen zu können.

»Mon père«, sagt sie, und das Blut steigt ihr ins Gesicht. »Ich habe gesündigt.«

»Sind Sie Ausländerin?«, fragt der Priester streng, offenbar überrascht von ihrem Akzent.

Sie bejaht, und sie fügt hinzu, dass sie protestantisch erzogen ist. Er will wissen, ob sie immer noch Protestantin ist, und sie nickt, was er anscheinend nicht sieht, deswegen räuspert sie sich und flüstert: »Oui, mon père.« Als er erklärt, dass sie dann auch nicht beichten kann, steigen ihr die Tränen in die Augen. Wenn er sie jetzt fortschickt, ohne sie ihre Geschichte erzählen zu lassen, wird sie wahnsinnig. Das sagt sie ihm und fleht ihn an, sie anzuhören.

»Ma fille«, sagt der Priester sanft, und sie erstickt fast an ihren Tränen. »Beichten Sie und lassen Sie dies Ihren ersten Schritt in die wahre Kirche sein.«

Sie erzählt ihm alles, sie überschlägt sich fast dabei. Vom sicheren, aber doch einengenden Leben im Haus ihres Vaters, und wie sie ihm entkommen ist. Wie sie in Brüssel ihre Freiheit genießen wollte, sich jedoch in ein Pensionat einschließen ließ. Das Gesicht des Priesters kommt näher an das Gitter, sie fühlt seinen Atem auf ihrer Wange.

»Erzählen Sie mir, was Ihre Sünde ist.«

Und sie erzählt es ihm. Sie erzählt ihm alles.

DIE REISE

II

Lassen Sie Ihren Blick über England gleiten, bis Sie bei den windigen, baumlosen Hügeln von West Yorkshire sind. Dort, in der überbevölkerten Industriestadt Haworth, oben an der steilen, zugigen Hauptstraße und hinter der Kirche mit ihrem ungleichmäßigen Schachbrett aus moosbewachsenen Grabsteinen, steht das Pfarrhaus, in dem eine junge Frau – fünfundzwanzig Lenze zählt sie – im Garten ihre weißen Unterröcke von der Wäscheleine abnimmt. Sie heißt Charlotte Brontë und ahnt noch nichts von dem Ruhm, der ihr einst zuteilwerden wird – oder von der Leidenschaft, die sie im fernen, zügellosen Brüssel erwartet.

Charlotte ist beschäftigt mit ihrer Wäsche, was uns Gelegenheit gibt, sie in aller Ruhe zu betrachten. Sie ist nicht schön, das wollen wir gleich vorwegnehmen: Sie ist nicht bildschön, reich und verwöhnt wie Blanche Ingram oder verführerisch wie Ginevra Fanshawe – Figuren aus ihren späteren Romanen. Kein wallendes goldenes Haar fällt ihr auf die Schultern, kein Rosenmund wartet darauf, geküsst zu werden. Aber wird die Bedeutung körperlicher Schönheit nicht schrecklich übertrieben? Setzen Sie sich zu mir ans Fenster des White Lion oder des Black Bull, zwei beliebten Pubs in Haworth, oder von mir aus in irgendein beliebiges Café in einer Metropole wie Paris, und schauen Sie sich mit mir die vorüberlaufenden Menschen an. Wie viele Schönheiten sind darunter? Wie viele Frauen mit ganz symmetrischen Zügen und einer Nase ohne die geringste Krümmung, wie viele klassische Athleten mit gesundem Haar und makelloser Haut? Stundenlang könnten wir dort sitzen, ohne einen einzigen zu sehen – und dann, ganz plötzlich, eine Perle. Die Schönheiten sind selten, und es wäre lächerlich, sich mit der Frage des schönen Aussehens zu quälen, wenn sie den meisten Menschen ja doch nicht gegeben ist.

Es mag also sein, dass sie nicht besonders schön ist, das Fräulein Brontë, aber sie ist ganz bestimmt auch nicht unattraktiv. Ihr dickes, weiches Haar (kaninchenbraun, mit einem Hauch Fuchsrot darin) mit dem strengen Mittelscheitel, zwei Flechten über jedem Ohr, zu tiefsitzenden Schnecken aufgerollt, die mit dem Rest ihrer Locken am Hinterkopf aufgesteckt sind. Ihr Gesicht ist eine fast jungfräuliche Leinwand, der nur die lebhaften, dunklen Augen und der gefühlvolle Mund Farbe verleihen. Es liegt ein gewisser Charme in diesen Gesichtszügen, und sie hat eine sehr weibliche Art, sich zu bewegen. Sie nimmt die hölzernen Wäscheklammern von der Leine und beugt sich geschmeidig, um den Unterrock in den Korb zu legen. Sie streckt sich nach dem zweiten Rock und entblößt dabei ihre Fußknöchel – in der Eile hat sie ganz vergessen, Strümpfe anzuziehen, sie trägt nur hölzerne Gartenpantoffeln –, und ihre Knöchel sind zierlich und hübsch. Was für eine zarte Frau – auch die Gelenke ihrer weißen Hände sind kaum breiter als die eines Kindes. Obwohl es gerade Februar ist, liegt schon ein Hauch von Frühling in der Luft, und Charlotte wendet ihr Gesicht einen Moment der Sonne zu.

»Emily!«, ruft sie in Richtung der offen stehenden Küchentür. »Komm mal raus.«

Ihre Schwester kommt jedoch nicht, und Charlotte verabschiedet sich allein von den Gänsen, und als Keeper, Emilys Hund, seinen Kopf an ihren Bauch schmiegt und ein wohlig-leises Brummen von sich gibt, kraut sie ihm den Nacken und zieht dort sanft an einer Hautfalte. Hat sie wohl noch Zeit, ein wenig auf der Heide spazieren zu gehen? Die Melancholie, die sie erfüllt, weil sie morgen ihr Zuhause verlassen wird, wird durch ihre nach dem Aufbruch drängende Ungeduld gemildert. Sie wird keine Zeit mehr haben, das weiß sie, und sie setzt den Korb ab und läuft zum Hof vor dem Haus: eine Wiese mit ein paar wilden Brombeersträuchern an der Mauer, ein Fliederbusch und vereinzelte Tannen.

Eine Lücke zwischen den Tannen gibt den Blick frei auf die Kirche von St. Michael and All Angels, das hat sie nie anders gekannt: Das ist die Kirche, in der ihr Vater predigt, und in ihrer Kindheit dachte sie, dass der Turm der höchste in ganz England wäre. Nachdem sie den Dom von York gesehen hat, ist der Kirchturm in ihrer Achtung gesunken, und seine braune Farbe erinnert sie überdies an einen faulen Zahn. Zwischen der Kirche und der Gartenmauer liegt ein Ausläufer des Friedhofs, hie und da steht ein Grabstein aufrecht, doch die meisten liegen flach auf dem Boden, als ob die Lebenden verhindern wollten, dass die Toten aus dem Grab kriechen. Charlottes Mutter und ihre älteren Schwestern Maria und Elizabeth liegen in einem Grabgewölbe nahe dem Altar der Kirche. Ihre Mutter war achtunddreißig, als sie starb – gar nicht mal so jung, wenn man sich vor Augen hält, dass die meisten Bewohner von Haworth noch viel früher sterben müssen. Maria und Elizabeth waren gerade mal elf und zehn Jahre alt, als der Typhus sie dahinraffte.

Charlotte öffnet das Gartentor, und in dem Blick, den sie über die Landschaft schweifen lässt, liegt eine gewisse Zuneigung, obwohl sie es nicht erwarten kann, möglichst viel Abstand zwischen sich und das Städtchen zu legen. Sie wird nicht zurückkommen – wenn es nach ihr geht, wird sie niemals zurückkommen.

»Ich hoffe ja, dass das milde Wetter anhält.«

Sie dreht sich um. Da kommt ihr Vater, ein Prediger der Church of England, in der Hand Bibel und Gebetbuch für den Abendgottesdienst. Mit seinen vierundsechzig Jahren ist er noch immer ein beeindruckender Mann: hochgewachsen und gut aussehend, das widerspenstige rote Haar mittlerweile aber fast ganz silberweiß. Er macht noch immer dieselben Riesenschritte, aber in letzter Zeit hat sich die Andeutung eines Zögerns in seine Bewegungen eingeschlichen. Das nordische Blau seiner Augen wird zunehmend vom Star getrübt.

»Na, nimmst du Abschied, meine Tochter?«

Als sie die ruhige, tiefe Stimme hört, wallt die Rührung in ihr auf, und sie kann nicht antworten. Er legt ihr die Hand auf die Schulter und scheint sich kurz auf sie zu stützen, obwohl sie so klein und zerbrechlich ist.

»Das ist ein schlechter Moment für mich, meine Gemeinde zu verlassen«, sagt er. Es gibt Murren über die Kirchensteuer, die vielen Menschen zu hoch ist. Sie fühlt, dass sie etwas über die Armen in Haworth sagen sollte – wie schrecklich sie es findet, dass die Menschen so viel erdulden müssen. Aber ihr fehlt der Mut. Sie hat in den letzten Wochen

viel Zeit und Energie in die Spendensammlung gesteckt, und anschließend in die Verteilung von Kleidung, Decken und fünfzig Paar Holzschuhen, hundert Säcken Haferflocken und zweihundert Ladungen Kohle. Sie hat so viele graue Gesichter gesehen, so viele magere, zitternde Hände, und dann das Husten, Räuspern und Niesen in all diesen dunklen Höhlen! Sie schämt sich für das Unbehagen, das sie im Umgang mit den Armen verspürt, und für den Groll, den sie gegen die Mütter hegt, die trotz ihrer Bedürftigkeit jedes Jahr wieder ein Kind bekommen. Ein Kind, das wiederum aufwachsen wird, um später schlecht bezahlte Arbeitskraft in einer der Textilfabriken am Fluss zu werden, lange Tage an einem Webstuhl zu sitzen oder in einer muffigen Dachkammer Wolle zu kämmen. Sie wünschte, sie könnte mehr Mitgefühl aufbringen, aber sie kann sich nicht verleugnen. Bei einem Besuch am Sterbebett eines Familienvaters – sie brachte der Familie Steinkohle, Brot und Gänseeier aus dem Pfarrhaus – fühlte sie, wie auf einmal die schmutzig klamme Hand eines Kindes in ihre glitt. Die Kleine trug ein schmutzeliges Nachthemd, und aus der Nase lief ihr der grüne Rotz, und Charlotte zog aus schierem Ekel ihre Hand jäh zurück.

Krankheit ist allgegenwärtig in Haworth. Die Behausungen der Arbeiter sind überfüllt, oft wohnen mehrere Familien in einer Hütte. An der Straße stehen die hölzernen Aborte, die sich mehrere Haushalte teilen, und der Inhalt läuft offen durch die Gosse den Hügel hinunter. Ihre Freundin Ellen hat einmal bemerkt, dass die Luft in Haworth doch sehr gesund sein muss, denn die Stadt liegt hoch auf den Hügeln des Penninengebirges, aber es ist ein nasskalter, windiger Ort, an dem es oft regnet und schneit.

Obwohl Charlotte Nordengland noch nie verlassen hat und abgesehen von ein paar Jahren im Internat ihr ganzes Leben in Haworth verbrachte, ist sie in ihrer Fantasie fast täglich geflohen. Wenn sie am Tisch vorm Kamin sitzt und zum Stift greift, stellen Entfernung und Geldmangel kein Hindernis mehr dar, und sie kann reisen, wohin sie möchte. Dann kommen die Bilder von mediterranen Küsten mit Olivenhainen, Palmen und vanilleduftenden Blumen. Oder sie irrt durch die Alleen und Gassen, zwischen den hohen Kirchen und Herrenhäusern von Städten wie London und Paris.

»Morgen Abend sind wir schon in London, Papa«, sagt sie, lauter als beabsichtigt, und sie wendet ihren Blick resolut von der braunen Kirche und den Gräbern ab, läuft an ihrem Vater vorbei und geht durch die Küchentür hinein.

Es kann noch lange nicht Morgen sein, aber Charlotte bekommt kein Auge mehr zu. Ihr Bett ist zu warm, sie richtet sich vorsichtig auf und schlägt die Decke zurück. Emilys Atemzüge machen leicht pfeifende Geräusche, wie der Wind, der durch das zerbrochene kleine Fenster des Kirchturms zieht. Es war eine schlechte Idee, wieder das Bett mit ihr zu teilen. Es hat etwas Altjüngferliches, wenn sie wieder so mit ihrer Schwester im Bett liegt. Ein Mann sollte neben ihr liegen, ein Ehemann.

Ihr steckt Unruhe in den Beinen, sie will aufstehen, aber der Dielenboden knarrt oft so schrecklich laut, und dann weckt sie Emily. Sie legt sich auf den Rücken und denkt, dass sie schon einen Mann will, aber ohne Kinder. Ohne den säuerlichen Milchgeruch, die Masern und Krupp und das ständige nervende Geschrei in der Nacht. Sie hat genug

taufrische Mädchen gesehen, die sich im ersten Jahr ihrer Ehe in nervöse Hausmütterchen verwandelten, das baumwollene Kopftuch nachlässig um den Kopf geschlungen und ein quengelndes Baby auf dem Arm. Aber es gibt keinen Weg, Mutterschaft und Haushalt zu entkommen, wenn man sich mit einem Mann zusammentut.

Charlotte fährt mit den Fingerspitzen über die Verzierung der Decke und zieht zwei Bommeln so fest auseinander, dass ein Riss in der Wolle entsteht. Sie muss schlafen, denn morgen erwartet sie die erste Etappe ihrer Reise. Ihr Vater wird Emily und sie begleiten, erst nach London und drei Tage später dann mit dem Schiff nach Ostende. Er will sichergehen, dass sie gut ankommen, obwohl es eigentlich keinen Grund zur Besorgnis gibt, denn ihre Freundin Mary und deren Bruder John begleiten sie, und die haben diese Reise schon mehrmals gemacht.

Im ersten Morgengrauen sieht sie ihre Reisekleider am Kleiderschrank hängen. Ist die einfache Kleidung aus Yorkshire wohl für eine mondäne Stadt wie Brüssel geeignet? Emily weigert sich, ihre altmodischen Kleider mit den riesigen Puffärmeln zu Hause zu lassen, sie gibt kein Jota auf ihr Äußeres, weil sie nicht erkennt, dass sie beide im ersten Moment eben sehr wohl danach beurteilt werden. Und überhaupt, es gibt noch mehr Gründe, warum sie in Brüssel wohl ab und zu Schwierigkeiten haben werden. Das Bürgertum spricht dort Französisch, eine Sprache, die sie ganz anständig schreiben kann, aber sie hat bis jetzt nur mit Lehrerinnen gesprochen, die noch nie einen Fuß aufs europäische Festland gesetzt haben. Emily kann ein wenig Französisch lesen, aber keine Unterhaltung führen. Dazu kommt, dass Belgien ein katholisches Land ist, in dem andere Sitten und Gebräuche herrschen.

Auf einmal beginnt Emily zu husten. Sie richtet sich auf, hebt einen Arm vor den Mund und hustet in den Ärmel.

»Geht es?« Charlotte legt alle Kopfkissen aufeinander, sodass ihre Schwester etwas aufrechter liegen kann.

»Em – meinst du, es ist eine gute Idee, dass wir nach Brüssel ziehen? Ich bin mir plötzlich gar nicht mehr so sicher.«

Es bleibt eine ganze Weile still, dann sagt Emily: »Willst du vielleicht wieder Gouvernante werden?«

Sie versteht sich darauf, den Finger in offene Wunden zu legen.

»Willst du wieder Sklavenarbeit verrichten und von einer Mrs White herumkommandiert werden?«

Charlotte sieht die Umrisse des Körpers ihrer Schwester: ihre angezogenen, langen, mageren Beine und ihr Profil wie ein Schiff auf Kurs – die Nase das geblähte Segel, das Kinn der trotzig Bug.

»Nein, nein, das weißt du doch. Und was wird mit Papa?«

»Der wird mich vermissen.« Emily räuspert sich. »Er ist es gewohnt, dass ich für ihn Sorge, aber er hat ja auch noch Tante Elizabeth und Martha. Und in sechs Monaten sind wir doch wieder zurück, oder? Das hast du versprochen. Länger dürfen wir nicht wegbleiben.«

»Du kommst auf jeden Fall nach Hause«, sagte Charlotte. »Vielleicht bleibe ich noch

etwas länger in Brüssel, aber das weiß ich noch nicht sicher.« Sie stößt einen Seufzer aus.
»Bin ich verrückt?«

»Nein, verrückt bist du nicht.« Gereizt wirft Emily eins von den Kopfkissen über das Fußende des Bettes. »Dein Plan wird schon aufgehen. Wir lernen Französisch und Deutsch, und ich werde mein Klavierspiel aufpolieren. Mit diesen Kenntnissen können wir dann gleich selbst eine Schule aufmachen. Anne kann den Mädchen das Sticken beibringen. Dann müssen wir nie wieder weggehen.«

Charlotte hört ihre eigenen Argumente. Seltsam, wie ihre Schwester sie in fast denselben Formulierungen wiedergibt, als wollte sie versuchen, sich selbst zu überzeugen.

»Vielleicht kann Branwell ja auch etwas tun«, schlägt sie vor.

»Branwell ist ein Faulpelz«, sagt Emily barsch. »Ich wüsste nicht, wozu der gut sein sollte.«

»Ich vermisse ihn.«

»Was vermisst du? Seinen Alkoholdunst?«

Emily legt sich auf den Bauch und dreht den Kopf auf die andere Seite.